

Zusammenfassung

Profil der Hertie-Berlin-Studie

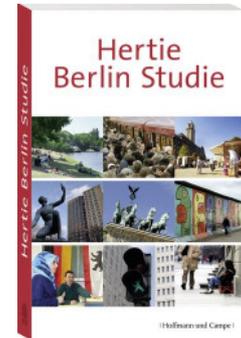
Stadtstudien wurden in den vergangenen Jahren vor allem von politischen Gremien der Städte selbst und von Wirtschaftsorganisationen in Auftrag gegeben. Die Stadt Berlin war in mehrere solcher Untersuchungen einbezogen. Meist ging es darum, Strukturdaten aus bereits vorliegenden Untersuchungen vergleichend auszuwerten und verschiedene Städte nach Leistungsfähigkeit und Attraktivität in Rangordnungen zu platzieren.

Die Hertie-Berlin-Studie geht einen anderen Weg. Sie ist eine Bevölkerungsstudie, in der die Menschen selbst zu Wort kommen, die in der Stadt Berlin leben, in ihr wohnen und arbeiten. Die Studie soll Auskunft darüber geben, wie sich die Menschen in dieser Stadt fühlen, was sie über sie denken und sich von ihr wünschen und welche Probleme sie mit ihr haben. Für diesen Typus einer groß angelegten und vertiefenden Stadtstudie gibt es in Deutschland kein Vorbild. Das Forscherteam konnte sich teilweise aber an anderen Bevölkerungsstudien wie der Shell Jugendstudie und der World Vision Kinderstudie orientieren.

Bedeutung der Hertie-Berlin-Studie

Weltweit ziehen immer mehr Menschen in Städte, der Urbanisierungsgrad wächst weiter an. Das gilt auch für Deutschland: Trotz insgesamt schrumpfender Einwohnerzahlen steigt der Anteil der Bevölkerung in urbanen Zentren. Städte sind die Brennpunkte des menschlichen Zusammenlebens, in ihnen prallen mehr denn je die unterschiedlichen Gewohnheiten, Traditionen und Lebensstile zahlreicher Bevölkerungsgruppen mit verschiedener Herkunft, Hautfarbe, Religion und Kultur aufeinander.

Die alles beherrschende Frage der modernen Stadtforschung ist aus diesem Grund seit Langem: Wird es den Städten auch im 21. Jahrhundert noch gelingen, diese ungeheure Heterogenität zu bündeln, Spannungen und Widersprüche der Lebensstile aufzufangen und die Integrationsleistung aufzubringen, die notwendig ist, damit es nicht zur Auflösung der Stadtgemeinschaft, zur Erosion von Zusammengehörigkeit, zu Auseinandersetzungen zwischen rivalisierenden Bevölkerungsgrup-



pen und damit zur politischen Unregierbarkeit kommt. Sowohl die wirtschaftlichen als auch die kulturellen Unterschiede der Bevölkerungsgruppen in der Stadt nehmen zu, es droht ein Auseinanderdriften von Armen und Reichen und damit auch von Einheimischen und Zugewanderten.

Was hält die Städte angesichts dieser Spannung zusammen? Die Hertie-Berlin-Studie versucht, diese Frage am Beispiel der Stadt Berlin auf der Basis einer Repräsentativbefragung und vieler intensiver Interviews zu beantworten.

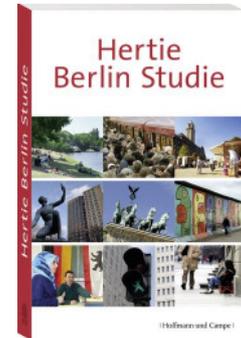
Methodik der Hertie-Berlin-Studie

Die Hertie-Berlin-Studie basiert zum einen auf einer telefonischen Repräsentativerhebung der Berliner Wohnbevölkerung im Alter ab 14 Jahren. TNS Infratest Sozialforschung befragte eine Stichprobe von 2.000 Berlinern in Privathaushalten, die mit Hilfe eines geschichteten Zufallsverfahrens gebildet wurde. Sie steht repräsentativ für die Bevölkerung der Stadt Berlin (in ihrer Zusammensetzung nach den Vorgaben des Mikrozensus 2006). Die Befragung wurde in den Telefonstudios TNS Infratest von geschulten Interviewern durchgeführt. Sie fand im April 2008 statt und dauerte pro Befragtem durchschnittlich 23 Minuten.

Neben der standardisierten Telefonbefragung wurden im Rahmen einer qualitativen Vertiefungsstudie persönliche explorative Interviews mit Migrantinnen und Migranten durchgeführt. Diese wurden nach systematischen Gesichtspunkten wie Herkunft, Geschlecht, Aufenthaltsdauer und Art der Integration ausgewählt und sind in verschiedenen Stadtregionen Berlins ansässig. Zehn dieser Einzelfallstudien werden als Portraits vorgestellt.

Berlin – eine Stadt zwischen Hartz IV und Kreativwirtschaft

Ein zentrales Ergebnis der Repräsentativerhebung ist: Die Berlinerinnen und Berliner haben ein realistisches und durchaus kritisches Bild von der ökonomischen und finanziellen Lage ihrer Stadt. Die Wirtschaftsdaten Berlins weisen im Vergleich zu florierenden westdeutschen Großstädten ein deutlich geringeres Wohlstandsniveau, eine hohe Verschuldung sowie eine hohe Arbeitslosigkeit auf. Laut der Hertie-Berlin-Studie erhalten 19 Prozent der Berliner ab 14 Jahren Hartz-IV-Leistungen, Grundsicherung oder Sozialhilfe oder leben mit einer Person zusammen, die entsprechende Leistungen bezieht. Das ist der höchste Wert aller deutschen Städte.



Nur 42 Prozent von ihnen sind erwerbstätig und können von diesem Einkommen auch leben. Es ist deshalb nicht überraschend, dass die befragten Berliner Arbeitslosigkeit und Armut als die vordringlichsten Probleme ihrer Stadt nennen.

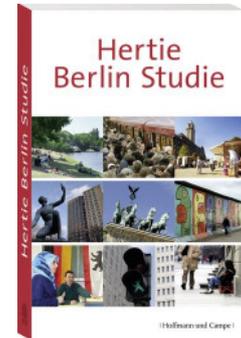
Es gibt aber einen Lichtblick. Es sind nämlich in den letzten Jahren viele hoch qualifizierte junge Erwerbstätige in die Stadt gezogen. Mehr und mehr ist deswegen neben wirtschaftlichen und sozialen Problemen der vergleichsweise hohe Anteil (hoch-)qualifizierter Beschäftigter für Berlin typisch, die sich vorzugsweise innerhalb der „Kreativwirtschaft“ betätigen. Hierunter werden sowohl Beschäftigte im Kulturbereich als auch (hoch-)qualifizierte Erwerbstätige in den wissensintensiven Dienstleistungsbereichen (Bildung, Sozial- und Gesundheitswesen, Wissenschaft und Forschung, Informationstechnologien etc.) sowie hochqualifizierte Erwerbstätige in Produktion und Handwerk verstanden. 28 Prozent der Erwerbstätigen sind in Berlin in der Kreativwirtschaft beschäftigt und 15 Prozent gehören hiervon zum hochkreativen Kern. Hier könnte ein Kristallisationspunkt für eine wirtschaftliche Verbesserung liegen.

Berlin ist keine Familienstadt

Die Berliner Bevölkerung sieht auch bei einem weiteren wichtigen Lebensbereich nüchtern in die Realität. Berlin ist in den Augen seiner Bewohner nicht gerade eine Familienstadt. Nur 52 Prozent der Befragten glauben, man brauche Kinder, um wirklich glücklich zu sein. Die Single-Haushalte verschiedener Alterstufen bilden unter den Berliner Haushaltsformen die klare Mehrheit, deutlich mehr als ein Drittel der Berlinerinnen und Berliner leben somit allein. Menschen mit Kindern fühlen sich in der Stadt gesellschaftlich benachteiligt. Ganz besonders schlecht schätzen Alleinerziehende ihre Lage ein; von ihnen fühlen sich 50 Prozent einer benachteiligten Gruppe zugehörig. Ihr Bild von Berlin ist besonders von sozialen und wirtschaftlichen Problemen bestimmt.

Berlin ist eine Stadt der Zugewanderten

Mit 51 Prozent ist jeder zweite Berliner im Alter ab 14 Jahren nicht in Berlin geboren. Insgesamt leben 14 Prozent seit weniger als zehn Jahren, 37 Prozent seit zehn Jahren und länger und 49 Prozent seit Geburt in Berlin. In den letzten Jahren (ab dem Jahr 2001) ist die Bevölkerung in Berlin wieder gewachsen und im letzten Jahr war auch wieder eine positive Geburtenentwicklung zu beobachten. Die in letzter



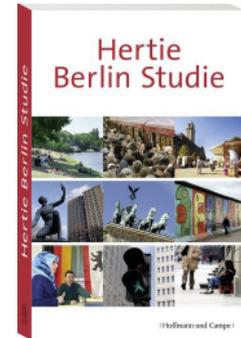
Zeit zugezogenen „Berliner“ sind vorrangig jung und verfügen besonders häufig über höhere Bildungsabschlüsse bzw. haben bereits ein Hochschulstudium absolviert. Obgleich diese Zuzüge vor allem aus beruflichen Gründen erfolgen, fühlen sich die Neuen vom Großstadtfair angezogen und von Beginn an sehr wohl in Berlin.

Die Studie zeigt: In Berlin leben, bezogen auf die Bevölkerung ab 14 Jahren, 77 Prozent einheimische Deutsche und 13 Prozent Ausländer. Dazu kommen 10 Prozent deutsche Staatsbürger mit Migrationshintergrund, die zum Beispiel als Spätaussiedler zugewandert sind oder eingebürgert wurden oder die von Geburt an deutsche Staatsbürger waren, deren Eltern jedoch nicht aus Deutschland stammen. Damit haben 23 Prozent der Berliner ab 14 Jahren einen Migrationshintergrund. Von 100 Personen dieser Gruppe haben 40 einen Herkunftshintergrund aus dem islamischen Kulturkreis (Türkei, naher oder mittlerer Osten). Ein weiteres Drittel weist einen Hintergrund aus Russland oder Osteuropa auf (inklusive Ex-Jugoslawien) und bei etwa 27 Prozent handelt es sich um einen Hintergrund aus Westeuropa oder auch den USA („OECD-Migranten“).

Bezieht man die innerdeutsche Migration mit ein, so sind 27 Prozent der Berliner (ohne Migrationshintergrund) in West-Berlin und 16 Prozent in Ost-Berlin geboren. Weitere 6 Prozent sind gebürtige Berliner mit Migrationshintergrund. Diesen insgesamt 49 Prozent in Berlin Geborenen stehen 34 Prozent zugewanderte Deutsche gegenüber sowie 17 Prozent zugewanderte Menschen mit Migrationshintergrund. Auffällig ist die Unterschiedlichkeit der Lebenslagen von Migranten. Dies gilt zum einen für die verschiedenen Nationalitäten; Unterschiede finden sich aber auch innerhalb der Herkunftsgruppen.

Einheimische und Migranten – mit vielen positiven Kontakten

Insgesamt geben sich Deutsche und Zugewanderte („Migranten“) in Berlin untereinander zumeist „gute Noten“. 61 Prozent der einheimischen Deutschen und sogar 77 Prozent der Migranten bewerten ihre Kontakte untereinander als positiv. Von den Einheimischen geben immerhin 23 Prozent an, nur selten oder nie Kontakte zu Migranten zu haben, was vermehrt in Ost-Berlin der Fall ist. Ausdrücklich negativ bewertet nur 1 Prozent seine Kontakte und 15 Prozent meinen, diese wären „mal so, mal so“. Bei den Migranten geben nicht mehr als 3 Prozent an, selten oder nie Kontakt zu Deutschen zu haben. Negativ äußern sich auch hier 2 Prozent und 18 Prozent sagen „mal so, mal so“. In Wohnquartieren, in denen vorrangig Deut-

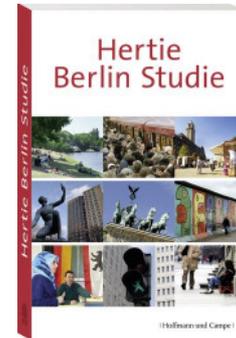


sche oder aber vorrangig Ausländer leben, ist der Anteil derjenigen, die angeben, selten oder nie Kontakte zu haben, etwas höher ausgeprägt. An der mehrheitlich positiven Bewertung ändert dies aber nichts.

Berliner mit Migrationshintergrund zählen sich zu 39 Prozent zu einer benachteiligten Gruppe, Menschen mit einem türkischen oder islamischen Kulturhintergrund sogar zu 48 Prozent. Allerdings geben auch 50 Prozent der Alleinerziehenden und immerhin 35 Prozent der Familien mit Kindern unter 18 Jahren an, dass sie sich zu den Benachteiligten zählen. Prekäre Lebenslagen und Benachteiligungen gibt es in Berlin ebenso wie gehobene Lebensstile, Karriere und persönlichen Erfolg. Diese Unterschiede haben aber nur teilweise etwas mit der Migration zu tun.

Die meisten Berliner machen sich keine Sorgen um die Zusammengehörigkeit der Menschen in ihrer Stadt. Sie bewerten die Qualität des sozialen Zusammenhalts in ihrem Stadtviertel als „gut“ (42 Prozent) oder wenigstens „befriedigend“ (41 Prozent). 14 Prozent halten den Zusammenhalt für eher schlecht oder sehr schlecht (Rest: „keine Angabe“). Je besser die Wohnlage, desto besser die Bewertungen. Fast zwei Drittel der Bewohner von sehr guten Wohnlagen sehen auch den Zusammenhalt in ihrem Viertel als wenigstens gut an, nur 4 Prozent sprechen von eher schlechtem oder sehr schlechtem Zusammenhalt. Deutlich negativer ist das Bild in den problembehafteten Vierteln, vor allem bei hohem Migrantanteil: Nur noch 23 Prozent, also eine Minderheit, bewerten hier den Zusammenhalt als gut, 27 Prozent dagegen als schlecht.

Die Repräsentativerhebung macht aber deutlich: Auch in Berliner Problemquartieren gibt es zivilgesellschaftliche Strukturen und vielfältige Formen von „sozialem Kapital“. Formen der gegenseitigen Unterstützung existieren sowohl in den Familien wie in persönlichen und sozialen Netzwerken, auch in Form von direkter Nachbarschaftshilfe. Unstreitig ist allerdings der erhöhte Bedarf, in diesen Quartieren soziale und zivilgesellschaftliche Infrastrukturen gezielt zu fördern, die zur Entwicklung von sozialem Zusammenhalt beitragen. Dabei sollte jedoch an bereits vorhandene Aktivitäten und Bedürfnislagen angeknüpft werden.



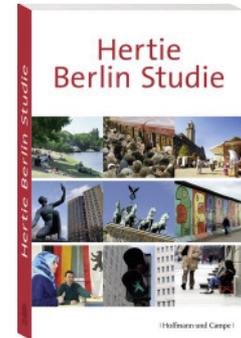
Berliner Lebensgefühl bei Einheimischen und Zugewanderten

Die Hertie-Berlin-Studie konnte eine hohe emotionale Bindung der Berliner an ihre Stadt feststellen. Das erkennt man besonders an der Beantwortung zweier Fragen; zum einen nach dem Wohlbefinden in Berlin, zum anderen nach der Bereitschaft der Berliner, ihre Stadt anderen als Wohnort weiterzuempfehlen (siehe Abb. 3.1). Die allermeisten Berliner leben gerne in Berlin (89 Prozent), 54 Prozent sogar „sehr gern“. Nur 2 Prozent wohnen „überhaupt nicht gern“ in Berlin, 9 Prozent „nicht so gern“. Weniger Menschen als diejenigen, die gerne in Berlin wohnen, empfehlen Berlin auch anderen als Wohnsitz weiter (70 Prozent). Eine solche Empfehlung geben fast immer diejenigen ab, die „sehr gerne“ in ihrer Stadt leben. Bei denjenigen 35 Prozent der Berliner, die „nur“ gerne in ihrer Stadt leben, sinkt diese Empfehlungsneigung auf 61 Prozent ab.

Kombiniert man das Wohlbefinden in Berlin und die Empfehlungsneigung der Befragten, dann können 68 Prozent der Berliner als stark an die Stadt gebunden eingestuft werden, da sie gerne in Berlin leben und die Stadt auch als Wohnsitz weiterempfehlen. 47 Prozent sind sogar sehr stark an Berlin gebunden, weil sie „sehr gerne“ in Berlin leben und eine Berlin-Empfehlung abgeben.

Interessanterweise wird Berlin als Wohnsitz nicht unbedingt bevorzugt von denjenigen empfohlen, die schon immer in Berlin leben. Die „Alteingesessenen“ geben nur mit durchschnittlichem Eifer eine Empfehlung für ihren Geburtsort ab. Es sind gerade die noch nicht so lange in Berlin Ansässigen, die die Stadt besonders häufig weiterempfehlen: diejenigen, die seit weniger als 10 Jahren hier wohnen, bereits zu 76 Prozent, vor allem aber diejenigen, die noch nicht einmal 3 Jahre hier sind, mit bemerkenswerten 84 Prozent. Darunter sind besonders viele junge Leute mit einer optimistischen Lebenseinstellung. Betrachtet man nur die aus dem Ausland nach Deutschland Zugewanderten, dann sind es vor allem solche, die aus Westeuropa und Amerika kommen, die Berlin besonders häufig als Wohnort weiterempfehlen (83 Prozent). Im Gegensatz dazu erhält Berlin von Zuwanderern aus Afrika und Asien deutlich weniger Empfehlungen (54 Prozent). Menschen mit Wohnsitz in West- und Ost-Berlin unterscheiden sich in ihrer emotionalen Bindung an Berlin fast gar nicht.

Das persönliche Lebensgefühl weist etwas mehr als die Hälfte der Berliner als „Zufriedene Optimisten“ aus (52 Prozent). „Zufriedene Optimisten“ waren bereits vor 5

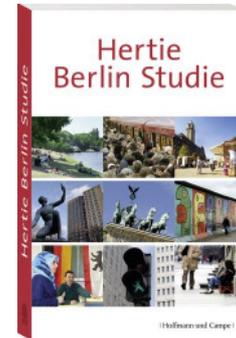


Jahren recht zufrieden, sind aktuell hochzufrieden und glauben, dass das auch in 5 Jahren so sein wird. Diese „glückliche Hälfte“ der Berliner findet man in fast allen Altersgruppen, bei jungen Leuten liegt der Anteil sogar in der Nähe der 60-Prozentmarke. In Ost- und West-Berlin sind „Zufriedene Optimisten“ in fast gleichem Anteil vertreten. Wieder fallen die in jüngerer Zeit nach Berlin Zugezogenen durch besonders positive Werte auf, bemerkenswert sind die 75 Prozent „Zufriedenen Optimisten“ unter den erst seit weniger als 3 Jahren in Berlin Lebenden.

Dass es insgesamt nicht noch mehr von diesen „glücklichen Berlinern“ gibt, liegt weniger an fehlender momentaner Zufriedenheit, sondern vor allem daran, dass nicht wenige ältere Menschen skeptisch oder unsicher sind, ob ihr recht gutes aktuelles Wohlbefinden auch in Zukunft anhalten wird. Das kann mit gesundheitlichen, aber auch mit materiellen Befürchtungen zusammenhängen. Mit 15 Prozent „Resignierten“ gibt es außerdem in Berlin eine echte soziale Problemgruppe, die bereits jetzt nur sehr mäßig zufrieden ist und in Zukunft ein noch schlechteres persönliches Wohlbefinden erwartet. Viele dieser (nicht selten sozial isolierten) Menschen benötigen bevorzugt Zuwendung seitens der öffentlichen Daseinsvorsorge und des ehrenamtlichen Engagements ihrer Mitberliner.

Innere Einheit und politische Kultur

Einer der interessantesten Befunde der Hertie-Berlin-Studie besteht darin, dass West- und Ost-Berliner sich nicht nur in einem zumeist positiven Lebensgefühl treffen, sondern auch in den Maßstäben, die sie an das Leben anlegen. Interpretiert man ein ähnliches Zufriedenheitsgefühl und eine weitgehende Ähnlichkeit der Vorstellungen vom guten Leben als wichtige Elemente der inneren Einheit Berlins, dann ist man dieser schon recht nahe (Abb. 3.11). In Ost- und West-Berlin stehen gute Beziehungen in den Familien- und Bekanntschaftsnetzwerken an der Spitze der Wertordnung, Politik und Machtstreben dagegen am Ende. Dieser Werte-Hierarchie entspricht eine besonders hohe Beziehungs-Zufriedenheit (Familie, Partnerschaft) und eine nur mäßige mit dem Politischen (Funktionieren der Demokratie, politische Beteiligung). In Ost und West orientiert man sich außerdem in hohem Maße an gesellschaftlichen Spielregeln. Die Berliner verlieren allerdings in ihrer Lebensgestaltung die eigene Individualität und den Spaß am Leben nicht aus den Augen. Das jeweils vorhandene Ausmaß an sozialer Hilfsbereitschaft, an Bereitschaft zur Toleranz sowie an materiellen Wünschen zeigt zwischen Ost und West ebenso keine auffälligen kulturellen Unterschiede an.



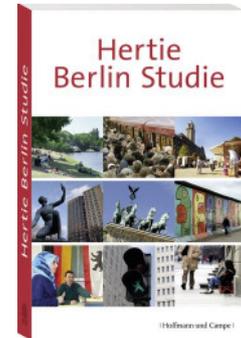
Der Unterschied der politischen Kultur zwischen Ost- und West-Berlin, der in der starken Stellung der Linkspartei im Osten besonders zutage tritt, erklärt sich somit nicht hauptsächlich aus einem unterschiedlichen Lebensgefühl beiderseits der verschwundenen Mauer, sondern mehr aus unterschiedlichen Lebenserfahrungen vor und nach der Wende.

Berliner Probleme und der „Mythos Berlin“

Neben der Bestandsaufnahme der emotionalen Bindung an Berlin sowie der Zufriedenheit und der Lebenswünsche der Berliner gibt die Hertie-Berlin-Studie auch eine Beschreibung dessen, was man „Berliner Lebenskultur“ nennen kann. Was heißt es heute Berliner zu sein und was ist heute Berlin für Deutschland? Zunächst bedeutet Berliner zu sein, Probleme zu haben: 84 Prozent der Berliner bemängeln die hohe Berliner Arbeitslosigkeit, außerdem sind Befürchtungen über steigende Preise weit verbreitet (Abb. 4.8). Mehr als zwei Drittel der Berliner glauben, dass in Berlin Not und Armut zunehmen. Weniger, aber noch mit absoluter Mehrheit, erscheinen auch die Kriminalitätsbelastung sowie die Umweltverschmutzung im Berliner Problemhaushalt.

Wie können sich eigentlich so viele Berliner in einem von ihnen selbst so schwierig eingeschätzten Umfeld wohl fühlen? Auffällig ist zunächst, dass die meisten keine Neigung entwickeln, Zuwanderer oder Migranten für diese Schwierigkeiten verantwortlich zu machen: Beschwerden über „zu viele Ausländer“ und die Wahrnehmung von Intoleranz und Ausgrenzung stehen ganz am Ende der Problemskala, die die Berliner zeichnen. Das heißt nicht, dass es solche Problemwahrnehmungen in Berlin nicht gibt, sie sind aber nicht typisch für die Stadt.

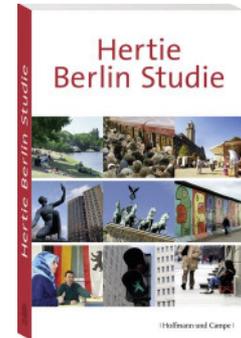
Die Hertie-Berlin-Studie arbeitet eine Reihe von Faktoren heraus, die erklären, warum sich die Berliner in ihrer Stadt wohl fühlen. Sie reichen von einem typischen Berliner Lebenskünstlertum hin zu dem Empfinden, in einer landesweit und international kulturell attraktiven und aufstrebenden Metropole zu leben. Es geht also sowohl um die Fähigkeit, mit Schwierigkeiten zu leben und produktiv damit umzugehen als auch um das Bewusstsein in einer außergewöhnlichen Stadt zu leben, mit der es trotz aller Probleme aufwärts geht. Der „Mythos Berlin“ zeigt sich auch in der Attraktivität Berlins für Touristen und Zuwanderer aus Deutschland und aller Welt.



Charakteristisch für dieses Selbstbild ist, dass es sich explizit von einer engen Vorstellung des Deutscheins absetzt. Gewiss sind die Berlinerinnen und Berliner ange-tan von der Hauptstadtrolle, doch deren Wertschätzung wird durch Stolz auf Welt-offenheit und Toleranz noch übertroffen. Viele Berlinerinnen und Berliner sehen ihre Stadt als Metropole eines neuen Deutschlands. Sie wollen mit dem alten Deutschland nichts zu tun haben – weder mit der autoritären und großmannsüch-tigen Gesellschaft in der Phase der Weltmachtgelüste noch mit dem bescheidenen, kleinbürgerlich beengten Westdeutschland und West-Berlin nach dem Zweiten Weltkrieg. Berlin gilt ihnen vielmehr als Avantgarde eines neuen Selbstbildes in der globalisierten Gesellschaft, die bewusst und überzeugt von Einwanderung geprägt ist.

Es sei dahingestellt, ob Berlin wirklich ein Schmelztiegel der Kulturen ist: Auf jeden Fall ist hier viel Raum für das kulturell Verschiedene, das sich wechselseitig zumeist mit Toleranz oder wenigstens mit Duldung behandelt. West-Berlin hatte seit den 1970er Jahren wieder an frühere Berliner Traditionen eines weltstädtischen „Kul-tur-Mix“ angeknüpft. Es zog nach der Wende besonders in den mittleren Teilen das kulturell homogener gebliebene Ost-Berlin in dieses Muster kultureller Vielfalt mit hinein. Kreuzberg, Friedrichshain und Prenzlauer Berg sind heute die kulturell krea-tivsten Berliner Stadtviertel und die von diesen Vierteln umringte alte Mitte, die zu Ost-Berlin gehörte, ist wieder das repräsentative Schaufenster von Berlin als Gan-zem geworden.

Eine Kombination aus Internationalität, Lebensfreude und Vielfalt erkennt man in dem ausgeprägten Stadt-Image, das sich die Berliner von ihrer Stadt machen (Abb. 4.4). Dies scheint es fast vergessen zu machen, dass die Stadt nicht unbedingt als besonders sicher empfunden wird und schon gar nicht als wohlhabend. Es fällt al-lerdings auf, dass die Zuwanderer gerade die letzten Punkte etwas anders sehen. Die ärmeren Migranten sehen Berlin materiell gar nicht so schlecht situiert an wie die Einheimischen. Und mit rekordverdächtigen 74 Prozent empfinden Westeuro-päer und Amerikaner Berlin sogar als besonders sicher. Gerade diese Gruppe der „statushohen“ Zuwanderer scheint die Berliner Kombination aus aufstrebender und vielgestaltiger Metropole und trotzdem vorhandener Gemütlichkeit und Über-schaubarkeit zu mögen.



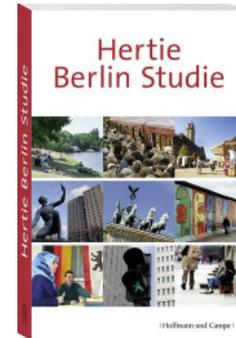
Das typische Berliner Gemisch aus kultureller Lokalität und Internationalität schlägt sich auch in der Identität der Berliner selbst nieder (Abb. 4.1). Die „durchschnittlichen“ Berliner fühlen sich fast gleichermaßen als Deutsche, als Europäer und als Berliner. Dazu kommt ein kräftiger Schuss weltbürgerlichen Lebensgefühls, das genauso wichtig ist wie die kleinräumige Identifikation mit dem eigenen Stadtviertel. Zu dieser kulturellen Gemengelage tragen die Zuwanderer aus aller Welt besonders bei, dennoch zieht sich dieser Mix der kulturellen Identitäten bis weit in die Kreise der Einheimischen hinein.

Sieben Berliner Lebenswelten

Berlin wäre allerdings nicht Berlin, wenn sich seine Kultur in den einzelnen Stadtgebieten mit unterschiedlichen regionalen und historischen Hintergründen nicht jeweils anders brechen würde. Um dieses Phänomen darstellen zu können, wurde Berlin mit Hilfe der Befragungsdaten und anderweitig zur Verfügung stehender Strukturinformationen in sieben „Lebenswelten“ aufgeteilt (siehe Karte). Nicht immer lassen sich allerdings genaue Grenzen ziehen, da sich die Lebenswelten in ihren Randzonen auch deutlich überlappen. Außerdem umschließen die großflächigen Einteilungen auch immer wieder Enklaven anderen Charakters. Die Einteilung ist also näherungsweise zu verstehen.

Von den sieben Berliner Lebenswelten liegen vier in West-Berlin und zwei in Ost-Berlin. Die frühere Teilung ist also in dieser „Kartographierung“ Berlins noch deutlich sichtbar. Eine Lebenswelt allerdings, und zwar eine für den „Berlin-Mythos“ besonders wichtige, umgreift im inneren Berlin Teile West- und Ost-Berlins. Diese „Kreativquartiere“ erstrecken sich von Kreuzberg bis zum Prenzlauer Berg, verbunden durch Friedrichshain und überlappen sich mit Teilen der alten Mitte. Hier leben besonders viele „Berlin-Euphoriker“ (65 Prozent wohnen „sehr gern“ in Berlin), die ihre Stadt auch besonders häufig weiterempfehlen.

Ebenfalls viele „Berlin-Fans“ leben in einer Lebenswelt mit ganz anderem Charakter, den wohlhabenden „Bürgerlichen Statusgebieten“, die sich ausgehend von Charlottenburg und Wilmersdorf über Zehlendorf bis an die grüne Grenze zu Potsdam erstrecken. Diese schon im 19. Jahrhundert etablierten „besseren“ Gegenden sind auch heute die statushöchsten in Berlin. Diese Teile Berlins sind traditionell auf das westliche Zentrum hin orientiert und dieses Zentrum muss heute ein Verhältnis zur sich etablierenden Neuen Berliner Mitte finden.

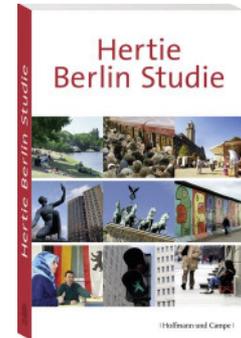


Auch in denjenigen Berliner Lebenswelten, in denen es materiell und vom Wohnumfeld her weniger gut bestellt ist, wie besonders in den „Migrationsquartieren“ von Wedding, Tiergarten und Neukölln (Innenstadt), teilweise in der „Ost-Berliner Plattenbaukultur“, die sich von der östlichen Mitte über Lichtenberg bis an die Stadtgrenze zieht, fühlen sich viele Bewohner wohl in Berlin und empfehlen die Stadt weiter. Besonders in den Migrationsquartieren, deren Wohnstatus mit Abstand am ungünstigsten ist, gewinnt man den Eindruck, dass hier vorhandenes soziales Kapital sowie Berliner Selbstbewusstsein über die erhöhte Problemlast einigermmaßen hinweghelfen.

Im Ost-Berliner Plattenbau ist es vor allem die fehlende Urbanität der oft übergroßen und auch im Urteil der Einwohner wenig gemütlichen Umfeldstrukturen, die das Lebensgefühl einschränken, während die Wohnqualität zumeist deutlich besser ist als in den Migrationsbezirken. Vorurteile über angebliche massive soziale Probleme oder über (besonders von Migranten befürchtete) erhöhte Fremdenfeindlichkeit kann die Hertie-Berlin-Studie nicht bestätigen. Menschen, die im Ost-Berliner Plattenbau wohnen, meinen sogar weniger als der Berliner Durchschnitt, dass es in Berlin zu viele Ausländer gebe.

Es verbleiben weitere drei Berliner Lebenswelten, die zu einem größeren Teil das mehr randlagige und damit das „grüne Berlin“ repräsentieren. Von diesen liegen Berlin Nord-West (Spandau und Reinickendorf) sowie das bevölkerungsreiche Gebiet von Berlin-Süd im alten West-Berlin (zwischen den „Bürgerlichen Statusgebieten“ im Westen und Treptow im Osten). Im Osten zieht sich der Grüne Ring Ost um Ost-Berlin herum, unterbrochen durch die äußeren Ausläufer der Ost-Berliner Plattenbaukultur in Hohenschönhausen, Marzahn und Hellersdorf.

Trotz gewisser Gemeinsamkeiten unterscheiden sich die drei Lebenswelten auch deutlich. Im Nordwesten wohnen besonders viele in West-Berlin Geborene, während der Süden neben den Statusgebieten Zuzugsgebiet von Westdeutschen war und ist. Der „Grüne Ring Ost“ ist wiederum Heimat für besonders viele hier geborene Ost-Berliner. Berlin Süd und der Grüne Ring Ost treffen sich in einer positiven Verankerung und im Wohlgefühl im unmittelbaren Lebensumfeld. Ähnlich ist auch, dass beide Lebenswelten bevorzugt ruhige Alterswohnsitze darstellen, Berlin Süd ist mit einem durchschnittlichen Lebensalter von 51 Jahren die älteste Lebenswelt, der grüne Ring Ost mit 49 Jahren die zweitälteste.



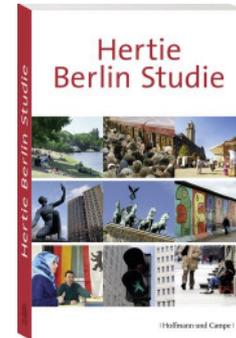
Berlin Nord-West ist jünger, hier ist das Altersprofil durchschnittlich. Der Wohnstatus ist mit Ausnahme größerer grüner Enklaven insgesamt deutlich niedriger als in Berlin Süd und im Grünen Ring Ost. Auffällig ist, dass man sich hier unsicherer im Lebensumfeld fühlt, vor allem im Vergleich zum Grünen Ring Ost. Aber nicht nur das Lebensumfeld, auch Berlin im Ganzen wird deutlich problembelasteter eingeschätzt als in anderen Berliner Lebenswelten. Beschwerden über „zu viele Ausländer“ in Berlin werden am häufigsten vorgebracht, begleitet davon, dass Arbeitslosigkeit, Kriminalität, Egoismus, Verkehrsbelastung, aber auch mangelnde Kinderbetreuungsmöglichkeiten als Berlin-Probleme stärker betont werden.

Hintergrund für die Stimmung in Berlin Nord-West scheinen Ängste vor dem sozialen Abstieg bei den vielen Menschen der unteren bis mittleren Mittelschicht zu sein, die in Berlin Nord-West wohnen. Der Abbau der Industrie, die gerade in dieser Lebenswelt besonders präsent war, hat solche Befürchtungen sicher bestärkt. Auch der Zuzug aufstiegsorientierter Migranten und die Ausdehnung der nördlichen Migrationsquartiere (Wedding) nach Reinickendorf hinein, dürften Verunsicherungen auslösen. Nach alledem ist es nicht verwunderlich, dass sich die Nord-West-Berliner in der Stadt am unwohlsten fühlen und mit 56 Prozent auch die wenigsten Empfehlungen für Berlin als Wohnsitz abgeben.

Berliner Migrantinnen und Migranten im Porträt

Im ausführlichen Interviewteil der Hertie-Berlin-Studie werden, basierend auf mehrstündigen, auf Tonträger aufgezeichneten Interviews, zehn Portraits von Menschen vorgestellt, die in der ersten oder zweiten Generation in Berlin leben. Dabei wird ein unterschiedliches Spektrum von Personen gezeigt, um auf die Vielfalt des Lebens der Zugewanderten und die Vielfalt der Herkunftsregionen hinzuweisen. Herkunft und Bildung differenzieren diese Bevölkerungsgruppe in starkem Maß.

Die Portraits zeigen den Flüchtling aus Westafrika, der sich in Berlin als Küchenhilfe durchschlägt, dabei versucht, seine Familie daheim zu unterstützen und um eine Aufenthaltserlaubnis kämpft. Sie dokumentieren das Leben des russischen Kinderarztes, der vor Jahrzehnten nach Ost-Berlin kam und in Berlin fest etabliert ist. Und sie präsentieren die französische Journalistin, die sich als „Reisende“ versteht. Weiter führen sie in das Leben der in Berlin geborenen jungen Aufsteigerin aus türkisch-arabischem Elternhaus ein, die in drei Sprachen zu Hause ist und fast spiele-



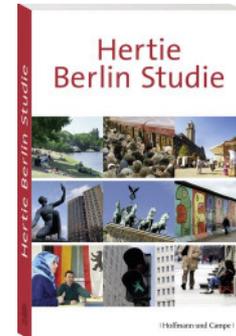
risch mit ihren Ausgangsbedingungen umgeht, und auch des Schülers aus türkischem Elternhaus, der mit seinen Freunden durch Neukölln streift und dessen Werdegang unsicher ist.

Personen mit Migrationshintergrund, das wird bei aller Unterschiedlichkeit der Einzelfälle deutlich, haben schwierigere Voraussetzungen vor allem wirtschaftlicher Art. Und dennoch fühlen sie sich oft wohl in Berlin. Sie sehen sich mehr als Berliner denn als Deutsche. Gelobt wird die Offenheit und Vielfalt der Stadt, in der man sich nicht ausgegrenzt fühlen muss, in der das Anderssein normal ist. Dabei wird die Verschiedenheit der Stadt als Möglichkeit geschätzt und als Wahrzeichen empfunden, auch wenn man sich selbst meist in seinem Kiez aufhält. Hinsichtlich der sozialen Kontakte von Migrantinnen und Migranten ist das Bild differenziert. Freundschaftliche Kontakte zu einheimischen Deutschen über die Kontakte hinaus, die sich bei der Arbeit, Ausbildung oder in Vereinen ergeben, sind sicherlich da, kommen aber nicht leicht zustande. Gute Sprachbeherrschung hilft dabei, dennoch konstatieren gerade um Integration besonders bemühte Personen, dass man „egal was man macht“ doch als Ausländer gesehen werde.

Diskriminierungen werden eher unterschwellig vermittelt. So differenziert eine meist unausgesprochene Hierarchie die Migranten nach Herkunftsländern, und Türken und Polen fühlen sich deutlich weniger anerkannt als beispielsweise Italiener. Die so angenehm empfundene Vielfalt Berlins erscheint meist als konfliktfreies Nebeneinander, aber eher selten als ein Miteinander. Beispiele zeigen, dass für eine gelingende Integration die Verankerung in der Community des Herkunftslandes nicht hinderlich sein muss. Im Gegenteil: Sie kann auch den selbstbewussten Rückhalt bieten für ein Sich-Anfreunden mit der einheimischen Kultur.

Schafft die Stadt Berlin die Integrationsleistung?

Die Ausgangsfrage der Hertie-Berlin-Studie war: Kann die Stadt Berlin die große Integrationsleistung erbringen und die auseinanderstrebenden Kräfte der Bevölkerungszusammensetzung binden und bündeln? Die Auswertung der Repräsentativbefragung und der Interviewportraits legt eine positive Antwort nahe. Die Berlinerinnen und Berliner haben ein äußerst kritisches Bild von der Wirtschafts- und Arbeitslage in ihrer Stadt, aber sie haben nicht den Eindruck, in einer sozial zerrissenen urbanen Welt zu leben. Wie ist das zu erklären?



Entscheidend ist hierbei, dass sich die Stadt als ein Flickenteppich mit einem unverwechselbaren Gesamtausdruck darstellt. Menschen leben in lokalen Milieus und Szenen, die sich mehr oder weniger stark unterscheiden, die räumlich voneinander separiert sind, aber insgesamt zusammengehören. Die verschiedenen Lebenswelten berühren einander, überlappen sich bei vielen Gelegenheiten, sind aber mit sozialen „Pufferzonen“ versehen und geraten nicht miteinander in Konflikt.

Die überwiegend positive Bewertung ihrer Stadt durch die Berliner Bevölkerung ist auf dieses spezifisch urbane Muster der sozialen Integration zurückzuführen. Alle Befragten sind sich der Unterschiede nach Herkunft und Lebensstil bewusst, sie sehen darin einen Gewinn, weil ihr Leben bereichert wird. Berlin als Ensemble von etablierten sozialen Kiezen und Szenen ermöglicht ihnen das Aushalten der Unterschiede, weil unterschiedliche Lebensräume, sozial wie auch geografisch, zur Verfügung stehen. Diese sozialräumliche Unterteilung in durchlässige Lebenswelten und zugleich die Abschirmung voneinander ermöglichen eine erfolgreiche Integration – freilich nur, wenn sich diese Lebenswelten und die damit verbundenen Lebenschancen nicht zu weit auseinander entwickeln und nicht als ungerecht und ausgrenzend empfunden werden.

Wenn die Berlinerinnen und Berliner ein Modell der Stadt als soziales Mosaik in ihren Köpfen haben – und darauf deuten ihre Antworten hin –, betonen sie vor allem die produktiven Kontakte zwischen verschiedenen Gemeinschaften. Mit dem Modell sind eben nicht „Parallelgesellschaften“, sondern „durchlässige Lebenswelten“ gemeint. Jede Ghettoisierung wäre hingegen äußerst problematisch. Davon kann aber nach Ansicht der großen Mehrheit der Berlinerinnen und Berliner nur in sehr wenigen Bereichen die Rede sein. Sie halten die Stadträume im Gegenteil grundsätzlich für offen, allseitig durchlässig und aufeinander bezogen. Sie glauben, der soziale Zusammenhalt habe ausreichende Substanz für eine Berliner Identität. Ohne Offenheit und Durchlässigkeit, ohne fruchtbare Überlappungen der Lebenswelten allerdings würden die Berliner Kieze als quasi dörfliche Gemeinschaften bald so stickig, eng und beklemmend werden wie echte Dörfer. Sorge davor haben die Berliner nicht. Vielmehr nehmen sie die Kopplung der Vorteile des Lebens im Dorf und in der Großstadt wahr, das Bewirtschaften des eigenen Kiezes, sei er ethnisch oder stilistisch definiert, erleben sie positiv, sie genießen die Erfahrung im Hintergrund, jederzeit in die offene Großstadt aufbrechen zu können.